



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Notiz.

Das Pentagramm im Faust. Zur Erklärung des auf Fausts Thürschwelle befindlichen, dem Teufel den Ausgang wehrenden Drudenfußes oder Pentagramms erinnern die Kommentare an die schwanenfüßigen Druiden der nordischen Mythologie und an das Pentalfa der Pythagoräer. Die schützende und abwehrende Bedeutung dieses Zeichens wurde aber im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch noch aus einem dritten Grunde hergeleitet. Im zweiten Bande der *Miscellanea Lipsionsia* (Leipzig, 1716) S. 573 ff. steht ein lateinisch geschriebener Aufsatz eines Dresdner Theologen, P. Chr. Hilscher, der über das mystische Dreieck, Viereck, Fünfeck und Sechseck handelt. Der Abschnitt über das Pentagon gedenkt nun zunächst auch des Pentalfa und des Drudenfußes, auch des Quincunx beim Aufstellen der Schlachtreihen und beim Pflanzen der Bäume, erwähnt aber schließlich, daß das Pentagramm auch mit den fünf Wunden Christi am Kreuze in Zusammenhang gebracht worden sei, und die dem Aufsatze beigegebene Kupfertafel zeigt wirklich in der Mitte als Hauptbild einen Christus mit ausgebreiteten Armen und gespreizten Beinen, dessen fünf Wundmale durch ein Pentagramm mit einander in Verbindung gesetzt sind. In den Anmerkungen, in denen sich der Verfasser auf allerhand ältere Quellen beruft, führt er auch einige Stellen aus Kirchenliedern an, in denen die geheimnisvolle Kraft der fünf Wunden Christi besungen wird, wie: Die heiligen fünff Wunden dein / laß mir rechte Felslöcher seyn, u. a.

Es würde nun sehr gewagt sein, anzunehmen, daß Goethe von diesem Bilde in den *Miscellanea Lipsionsia* gewußt habe. Aber die Beziehung des Pentagramms auf den Gekreuzigten kann ihm recht gut auch aus andrer Quelle bekannt gewesen sein. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß dieses Zeichen, welches im Faust zur Bannung des Teufels dient, mit dem sonst zur Abwehr des Bösen verwendeten Kreuz oder Crucifix nach dem angeführten Glauben beinahe identisch ist.

Literatur.

Sergius Panin. Roman von Georges Ohnet. Autorisirte Übersetzung. Basel, M. Bernheim.

Die neueste französische Romanliteratur scheint sich im allgemeinen in zwei Gruppen zu teilen, von denen die eine dem Panier Daudets, die andre demjenigen Zolas folgt. Naturalismus mit Moderation und Naturalismus sans phrase, beidemale mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß die betreffende Natur nur in Paris zu suchen und zu finden sei, wechseln mit einander ab. Auch die *Revue des deux mondes*, welche, solange es irgend anging, Romane anderer Richtung begünstigte, beginnt neuerdings ihre Spalten den Produkten der reinen literarischen Photographie zu öffnen und setzt dabei selbst jenen freilich nur konventionellen Anstand außer Augen, den sie sonst bewahrte. Nach dem vorliegenden, von der französischen Akademie preisgekrönten Roman „Sergius Panin“ von Georges Ohnet, ist nunmehr auch das altehrwürdige „Institut“ zur Sanktion der besondern Lebensauffassung und Lebensdarstellung verschritten, die der Romandichtung Frankreichs einen gemeinschaftlichen Typus ausdrückt.

Wir sind weit davon entfernt, die pharisäischen Mienen zu billigen, mit denen ein gewisser Teil der deutschen Kritik aus mißverstandenen Nationalgefühl dem französischen Roman und Drama der Gegenwart gegenübersteht. Wir wissen recht wohl, daß die stärksten innern Mängel, die wir an der schönen Literatur unsrer westlichen Nachbarn wahrnehmen, in der entsprechenden vaterländischen Li-

teratur weit verbreitet sind. Und wir verkennen nicht, daß bei alledem die gute literarische Tradition, die den Schriftsteller zur Achtsamkeit auf seinen Stil, zum Gleichmaß der Ausführung, zur Prüfung seiner Erfindung unter dem Lichte gesunden Menschenverstandes zwingt, in Frankreich noch immer weit mächtiger ist als bei uns. Dennoch lohnt es der Mühe diesen neuesten, durch die Preiskrönung von seiten der französischen Akademie besonders ausgezeichneten Roman auf seinen Gang, seine Charakteristik und seine poetische Absicht hin zu prüfen. Nach Rosenfranz stellt die Dichtung vielweniger das reale Dasein als die Ideale der Völker dar, und selbst in den unbarmherzigen Naturalismus der neuesten französischen Erzähler schleichen sich die Ideale wenigstens der Million Normalfranzosen von Paris ein. Es fragt sich nur, welcher Gestalt diese Ideale sind.

Fürst Sergius Panin, der Held des Dhuet'schen Romans, ist der letzte Sprößling einer edeln polnischen Familie. Die engere Heimat derselben haben wir allerdings in Posen zu suchen, aber da er in Paris erzogen ist, so braucht es uns nicht weiter zu befremden, daß er auf Befehl seines Onkels während des Krieges von 1866 in ein österreichisches Kavallerieregiment eingetreten ist und bei Königgrätz Wunder der Tapferkeit gegen die verhaßten Preußen verrichtet hat. Dem Interesse des französischen Publikums empfiehlt ihn dergleichen immer. Für den Roman ist Sergius' Erscheinung im Jahre 1879 wichtiger als seine Tapferkeit von 1866. „Er war wirklich wunderhübsch, dieser Fürst Panin mit seinen blauen Augen, die so unschuldvoll strahlten wie die einer jungen Heiligen, und dem langen, blonden Schnurrbart, der zu beiden Seiten des roten Mundes niederhing. Dabei eine wirklich königliche Haltung, die den Edelmann aus altem Geschlechte nicht verkennen ließ. Eine reizende Hand, ein leicht gewölbter, zierlicher Fuß, der alle Frauen in Entzücken versetzen konnte. Dazu sanft und einschmeichelnd, mit seiner weichen Stimme und der herzbefrickenden Sprachweise des Slawen.“ Leider hat der junge Polenfürst nötig, seine vorteilhafte Erscheinung in einer Heiratspekulation zu verwenden. Mit heißen Leidenschaften, mit brennendem Durst nach Genuß und mit einer armseligen Rente von zweitausend Franken hat Sergius Panin das „Glend in weißen Handschuhen“ gründlich durchzukosten. Schlaun, herzlos-egoistisch und skrupellos in der Wahl seiner Mittel, geht er direkt auf die Verbindung mit einer Erbin von Millionen los. In London hat er die Bekanntschaft der schönen Jeanne von Cernay, der Pflegetochter der Madame Desvarennes, gemacht und eine Liebschaft mit ihr angeknüpft. Fräulein von Cernay gefällt ihm sehr wohl, aber da sie nichts zu erwarten hat als eine Witgift von der Güte ihrer Pflegemutter, so wird das arme Mädchen nur die Brücke, über welche Fürst Sergius ins Haus Desvarennes gelangt. Der Chef dieses Hauses, Madame Desvarennes, ist zwar nur eine ehemalige Bäckerin. Aber durch Klugheit, eisernen Fleiß und viel Glück hat sie es zu Millionen, einem aristokratischen Hotel in der Rue Saint Dominique, einem prachtvollen Landschloß, großen Kunstschätzen und allem Zubehör einer Pariser Idealexistenz gebracht. Nach fünfzehnjähriger Ehe und nachdem sie in ihrer trübseligen Kinderlosigkeit schon die kleine Jeanne von Cernay, die natürliche Tochter des letzten aristokratischen Besitzers von Cernay und einer Sängerin, als Pflegekind angenommen hat, ist ihr auch noch eine Tochter erblickt, kurze Zeit darauf ist sie — auch wieder eines der eigentümlichen französischen Ideale — Witwe geworden. Die junge Micheline, blond, liebreizend, außersüßlich verzogen und mit ihrem anders gearteten Naturell die willensstarke, thatkräftige Mutter beherrschend, scheint für einen polnischen oder sonstigen Prinzen wie geschaffen. Aber die Desvarennes sind vom Schlage jener großen Pariser Handelsherren, die Daudet in „Fromont und Risler“ geschildert, sie legen kein

Gewicht auf den Erwerb eines Wappens und haben eine wohlbegründete Furcht, ihre „sauer“ erworbenen Millionen in der Hand von Glückrittern und Glücksjägern zersplittern zu sehen. Wenigstens Madame Desvarennes denkt so, hat als Bräutigam für Micheline einen jungen Ingenieur Pierre Delarue ausgesucht, der als zweiter die Ecole polytechnique verlassen hat, also nach französischer Auffassung eine sichere Größe der Zukunft ist. Unglücklicherweise kommt es Monsieur Pierre bei, daß er mit seinem „Ruhm“ die Millionenerbschaft Michelinens aufwiegen müsse. Während er dem roten Bande mit staunenswerten Unternehmungen an der Nordküste von Afrika nachjagt, erscheint Fürst Sergius Panin im Gesichtskreise von Micheline Desvarennes, kommt, spricht (mit weichem polnischen Accent) und siegt. Der arme Pierre, von Madame Desvarennes eilig herzuggerufen, wagt nicht den Kampf um dies Mädchenherz mit dem polnischen Edelmann zu bestehen. „Das Übel kommt daher,“ setzt er der Millionärin auseinander, „daß wir in einer fieberhaft aufgeregten Zeit leben und unsre Fähigkeiten nicht ausreichen, alles zu gleicher Zeit zu umfassen, was das Leben uns bietet: Freude und Arbeit. Wir sind gezwungen zu wählen, mit Zeit und Kräften hauszuhalten und ungeteilt das Gehirn oder das Herz arbeiten zu lassen. Daraus folgt, daß das vernachlässigte Organ verkümmert und daß die Menschen, welche dem Vergnügen leben, erbärmliche Arbeiter sind, während diejenigen, welche ihr Dasein der Arbeit weihen, eine traurige Rolle als Liebhaber spielen. Die einen haben geopfert, was dem Leben seine Würde, die andern, was ihm seinen Reiz verleiht.“ Dank dieser Logik räumt Pierre Delarue dem Fürsten Panin das Feld, hilft den Widerstand der Madame Desvarennes gegen die hochadliche Verbindung besiegen. Madame Desvarennes fügt sich, wiegt sich kurze Zeit in dem Glauben, daß die Dinge gut gehen werden, erfährt aber am Tage der Hochzeit ihrer Tochter mit Prinz Sergius, daß der letztere Jeanne zuvor „geliebt“ und sie um der reichen Pflegegeschwester willen aufgegeben hat. Jeanne in ihrer Verzweiflung hat sogar auf Zureden des Treulosen den plumpen Bankier Cayrol, einen gleichfalls Millionär gewordenen Auvergnaten, geheiratet. Madame Desvarennes überfieht mit dem unbarmherzigen Scharfblick einer französischen Frau, welche Gefahr ihrer Tochter Micheline aus dieser Sachlage droht. Und sie ist nun zwischen zwei Empfindungen geteilt. Sie weiß zunächst, daß man Feuer und Pulver auseinanderhalten muß und beweist Jeanne, daß es ihre Pflicht sei, nicht nur Monsieur Cayrol ein getreues Weib zu sein, sondern auch jede Begegnung mit dem Fürsten Panin zu meiden. Sie sinnt alsdann grollend darauf, wie es wohl möglich sei, die kaum vermählte Micheline dem verhassten fürstlichen Schwiegersohne wieder von der Seite zu reißen. Kein Zweifel, die energische Frau haßt Panin und durchschaut mit dem Instinkt des Hasses die innerliche Hohlheit des einschmeichelnden Slaven. Sergius Panin beträgt sich binnen wenigen Monaten so, daß seine Schwiegermutter nur zu guten Grund hat, ihn zu hassen — allein wenn dies auch nicht der Fall wäre, Madame Desvarennes würde ihm keinen Pardon geben. Ihre Lebensaufgabe ist fortan, Micheline wieder zu erhalten. Ginge es gut, so würde die junge Frau nach ihrer Berechnung ein Kind erhalten und dann von selbst die Liebe zu dem Vater dieses Kindes fahren lassen. Ginge es schlimm — wie es denn in der That geht —, so möchte sich ja wohl ein andres Mittel finden. Schade nur, daß Madame Desvarennes an Fürst Panin einen Gegner hat, der ihr beinahe gewachsen ist. Auch der leichtsinnige, herzlose Pole durchschaut seine teure Schwiegermutter vollkommen und weiß nur zu gut, daß, so lange Michelinens Herz ihm gehört, er jedem Zug im Spiel der Millionärin mit einem Gegenzug begegnen kann. Er verschwendet die Wittigkeits seiner Frau, er überläßt sich bei der ersten Wiederbegegnung mit Jeanne Cayrol

rückhaltlos seiner Leidenschaft für diese und macht den armen auvergnatischen Bankier, indem er ihn gleichzeitig kräftig anborgt, zum Hörnerträger, er läßt seinen alten Namen durch den Noth schwindelhafter Gründungen und Börsenspiele schleifen — Madame Desvarennes steht immer bereit, immer auf dem Sprunge, ihn bei einer Station dieser Entwicklung zu verderben. Aber immer wieder schlagen die Karten in dem Spiel gegen sie, noch im letzten Augenblick, als der Fürst durch seine Verbindung mit dem Gründer Herzog und durch die von Madame Desvarennes aufgestachelte Wut des betrogenen Cayrol an den Rand des Abgrundes gedrängt ist, hat der Fürst die arme Micheline durch eine Keue- und Bärtlichkeitszene wieder für sich gewonnen. Sie vereinigt sich mit ihrer ehemaligen Schwester und jetzigen Nebenbuhlerin Jeanne, um Cayrol durch Bitten zu entwaschen. Madame Desvarennes sucht inzwischen den bedrängten Schwiegersohn zum Selbstmord zu treiben, Fürst Sergius ist aber nicht der Mann für solche heroische Thorheiten. Er stopft sich die Taschen voll Gold und Banknoten und will entfliehen. Da rafft sich der Haß der Madame Desvarennes zu einer entscheidenden That auf. „Der Schwiegersohn der Madame Desvarennes erscheint nicht vor dem Schwurgericht, selbst nicht um freigesprochen zu werden.“ Und da Panin fliehen will, schießt sie ihn nieder, läßt den eintretenden Polizeikommissär glauben, daß der Fürst aus Besorgnis, entehrt zu werden, sich selbst erschossen habe. Micheline, die zu spät hineinstürzt, bricht auf der Leiche des ermordeten Gatten ohnmächtig zusammen, Madame Desvarennes aber „erhob sich und ohne unter der Last zu wanken, trug sie die wiedergewonnene Tochter in ihren Armen hinweg.“

Die letzten Worte eröffnen eine eigentümliche Perspektive. Was Georges Dhnet nicht ausspricht, soll jeder Leser denken. Fürst Panin ist beseitigt wie ein schädliches Reptil, Micheline wird nach einem Trauerjahr die Gattin des vorzüglichen Pierre Delarue werden, und alles wird in Erfüllung gehen, was Herr Maréchal, der Sekretär der Madame Desvarennes, von vornherein prophezeit hat. Die heroische Mutter aber selbst, welche die Tochter wiedergewonnen hat, sicher genug, daß weder Micheline noch die Polizei je erfahren werden, wer den tödtlichen Schuß auf den Fürsten Panin abgefeuert, wird ohne Gewissensbisse mit alter Energie weiterleben.

So ist es denn ein überaus häßlicher Zug in diesem preisgekrönten Roman, der sehr ethisch und pathetisch sein will, daß er wiederum nur erfüllt ist von der Bewunderung des Geldes, des Erfolgs, des Luxus. Der Heroismus der Madame Desvarennes hat einen Beigeschmack, dem ein deutscher Leser schwerlich Beifall zollen wird. Die Idealfiguren des Pierre Delarue und des treuen Sekretärs Maréchal werden weit weniger lebendig als der Gründer Herzog, als der Bankier Cayrol, als Jeanne und Micheline. Es ist ein Hauch von Hyperkultur, ein Mangel von Einfachheit der Empfindung, eine Neigung zum Theatralischen in dem sonst feingeschriebenen Buche, die erkältend wirkt. Und wunderbar genug, diese scharfen Psychologen, diese unbarmherzigen Naturalisten, welche die Erscheinungen in der französischen Gesellschaft so gut beobachten, so treu wiedergeben, kommen nie auf den Einfall, daß in der Organisation dieser Gesellschaft selbst, in der Basis, welche uns gleich zu Eingang in der Ehe der Madame Desvarennes mit ihrem überflüssigen Gatten vor Augen gestellt wird, ein bedenklicher Bruch vorhanden sein könnte, aus dem sich alles andre naturgemäß ergibt. Wir glauben nicht, daß der Menschheit viel geholfen sein wird, wenn sich die Müßiggänger à la Fürst Panin zu Grunde gerichtet und den „Klugen und Arbeitsamen“ à la Madame Desvarennes auf der Erde Platz gemacht haben!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. A. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.